

Verlag Bibliothek der Provinz

Christopher Mavrič
Stefan Schlögl

Weil es mich gibt

24 Porträts von außergewöhnlichen Menschen

Impressum

Weil es mich gibt, 1. Auflage 2018

Herausgegeben von Christopher Mavrič und Stefan Schlögl
Autor: Stefan Schlögl, Fotograf: Christopher Mavrič

Konzeption und Layout: Lisa Gaugl
Gestaltung: Alexander Kada, KADADESIGN, Graz
Lektorat: Barbara Fink
Gesamtherstellung: Verlag Bibliothek der Provinz GmbH

Die Publikation wurde ermöglicht durch:
Lebenshilfe Ausserland, Lebenshilfe Fürstenfeld, Lebenshilfe
Hartberg GmbH, Lebenshilfe Knittelfeld, Lebenshilfe Leibnitz,
Lebenshilfe Region Judenburg, Lebenshilfe Murau,
LNW Lebenshilfe NetzWerk GmbH, Lebenshilfe Trofaiach,
Lebenshilfen Soziale Dienste GmbH.

ISBN 978-3-99028-786-6

www.weilesmichgibt.at

© 2018 Verlag Bibliothek der Provinz, Weitra

Verlag Bibliothek der Provinz

Einleitung

Es gab Momente während der Entstehung dieses Buches, denen man sich einfach nicht entziehen konnte. Etwa wenn uns Veronika Leitner gegenüber saß, eine fragile Frau, die trotz ihrer körperlichen und intellektuellen Beeinträchtigungen keinen Zweifel daran lässt, dass sie nicht Opfer ihrer Lebensumstände, sondern eine starke, überaus prägnante Persönlichkeit ist – die nicht zuletzt über einen feinsinnigen Humor verfügt.

Besonders die heiteren, unbeschwerten Augenblicke rufen einem in Erinnerung, dass unsere Existenz nur eine Gemengelage aus Glück und Zufall ist: Ein paar Chromosomen, die sich verkehrt verschalten, ein unbedachter Schritt – es bedarf nicht viel, um einem Leben das aufzuprägen, was man gemeinhin als Schicksal bezeichnet.

Dieses Buch will keineswegs ein Lehrstück sein. Schon gar nicht Mitleid auslösen. Es soll weder verklären, noch beschönigen. Es soll bloß zeigen, was ist.

24 ältere Menschen mit Beeinträchtigungen geben auf den folgenden Seiten Auskunft über ihren Alltag, ihre Erfahrungen, Sehnsüchte und Wünsche. Sie berichten über ihre Suche nach einem Platz in der Gesellschaft, nach einem Partner oder einer erfüllenden Arbeit. Hoffnungen und Ziele, die jedes Leben leiten.

Diese Biographien erzählen auch davon, was es heißt, in eine Zeit hineingeboren worden zu sein, als es in Österreich so gut wie keine spezialisierten heilpädagogischen Einrichtungen und entsprechend ausgebildeten Ärzte gab. „Geistesschwach“, meist verbunden mit einem lapidaren „Da kann man nichts

machen“ – so lautete in den 1950er und 1960er Jahren die übliche Diagnose. Viele wurden versteckt, als billige Arbeitskraft eingesetzt oder in Nervenheilanstalten abgeschoben. Manche der Porträtierten kamen noch in der Zeit des Nationalsozialismus zur Welt und waren gar mit dem Tod bedroht. Aber es gab, selbst damals, auch Eltern und Angehörige, die in ihnen einen ganz selbstverständlichen Teil der Familie sahen.

„Weil es mich gibt“ erzählt somit auch die Geschichte des Umgangs der österreichischen Gesellschaft mit beeinträchtigten Menschen. Dazu gehört seit den 1970ern die Gründung von unterstützenden Organisationen und Vereinen wie etwa den Lebenshilfen.

Ein zentrales, stets wiederkehrendes Thema in diesen Lebensschilderungen ist das Älterwerden. Wie kann auch unter diesen speziellen Umständen würdevolles Altern gelingen? Wie kann die Bindung an Freunde, die gewohnte Umgebung erhalten bleiben? Wie gehen Betroffene und Institutionen mit dieser Herausforderung um? Fragen, die uns alle einmal betreffen – und die einer der Impulse für dieses Buch waren.

Vor zwei Jahren fotografierte Christopher Mavrič für die Lebenshilfen Soziale Dienste GmbH knapp dreißig Seniorinnen und Senioren, die in den Standorten in Graz und Umgebung leben und arbeiten. Aufnahmen, die sich bewusst darauf beschränkten, die individuellen und mitunter sehr starken Persönlichkeiten losgelöst von Umfeld und Alltag sichtbar zu machen. Aus diesem Fotoprojekt ist nun diese Publikation entstanden.





Jeden so zu zeigen, wie er ist, abseits von Idealisierung und Betroffenheitsgestus, war auch das Leitmotiv bei der Ausarbeitung der nun vorliegenden Biographien. Die Porträtierten erzählen von Liebe, Enttäuschungen, Arbeit als Erfüllung und Plage, von Verlustgefühlen und Freude, sie berichten darüber, wie es ist, sich nach einem Schicksalsschlag wieder zurück in ein eigenes Leben zu kämpfen. Und sie gewähren Einblick in einen Bereich, der aus dem Fokus der öffentlichen Wahrnehmung gedrängt wurde und wird.

„Weil es mich gibt“ – der Titel dieses Buches klingt bewusst ein wenig trotzig. Schließlich geht es nicht um „Schwache“ und „Bedürftige“, sondern um durchaus ausgeprägte Charaktere. Das war eine der Entdeckungen im Laufe der mehrmonatigen Recherche, die uns an zwölf Orte, von Graz über Murau, Bad Aussee und Fürstenfeld bis nach St. Johann bei Herberstein geführt hat.

So unterschiedlich die Erzählerinnen und Erzähler sind, so vielfältig sind ihre Lebenswelten: Von Wohngemeinschaften in der Großstadt über Refugien in abseits gelegenen Dörfern bis hin zu Werkstätten in pittoresken Bezirkshauptstädten brachte uns dieser Road-

trip durch die Steiermark, hin zu Biographien, die viel über dieses Land wiedergeben, aber auch darüber, welche wichtige Rolle Organisationen wie die Lebenshilfe als sozialer Nahversorger – und Arbeitgeber – abseits der Ballungszentren spielen.

Dass dieses Buch, das in Aufmachung und Tiefe im deutschsprachigen Raum bislang zu dieser Thematik einzigartig ist, entstehen konnte, ist vor allem den Verantwortlichen der Lebenshilfen Soziale Dienste zu verdanken. Ohne ihre finanzielle und organisatorische Unterstützung wäre diese Dokumentation wohl nicht zustande gekommen.

Darüber hinaus gilt unser Dank all jenen Lebenshilfe-Organisationen, die ebenfalls an diesem Vorhaben teilgenommen und uns dabei unterstützt haben. Ein besonderer Dank gilt den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der verschiedenen Standorte für die harmonische Zusammenarbeit, ihre Hilfsbereitschaft bei der Recherche, ihre Gastfreundschaft und für ihr großzügiges Vertrauen.

Vor allem aber sind wir jenen zu Dank verpflichtet, die bereit waren, uns an ihrem Leben teilhaben zu lassen: den Menschen, von denen dieses Buch erzählt. In all ihrer außergewöhnlichen Normalität.

Stefan Schlögl, *Autor*

Christopher Mavrič, *Fotograf*

Liebe

Mit

durchgerauft

*Klaus Weninger, 74
Voitsberg*

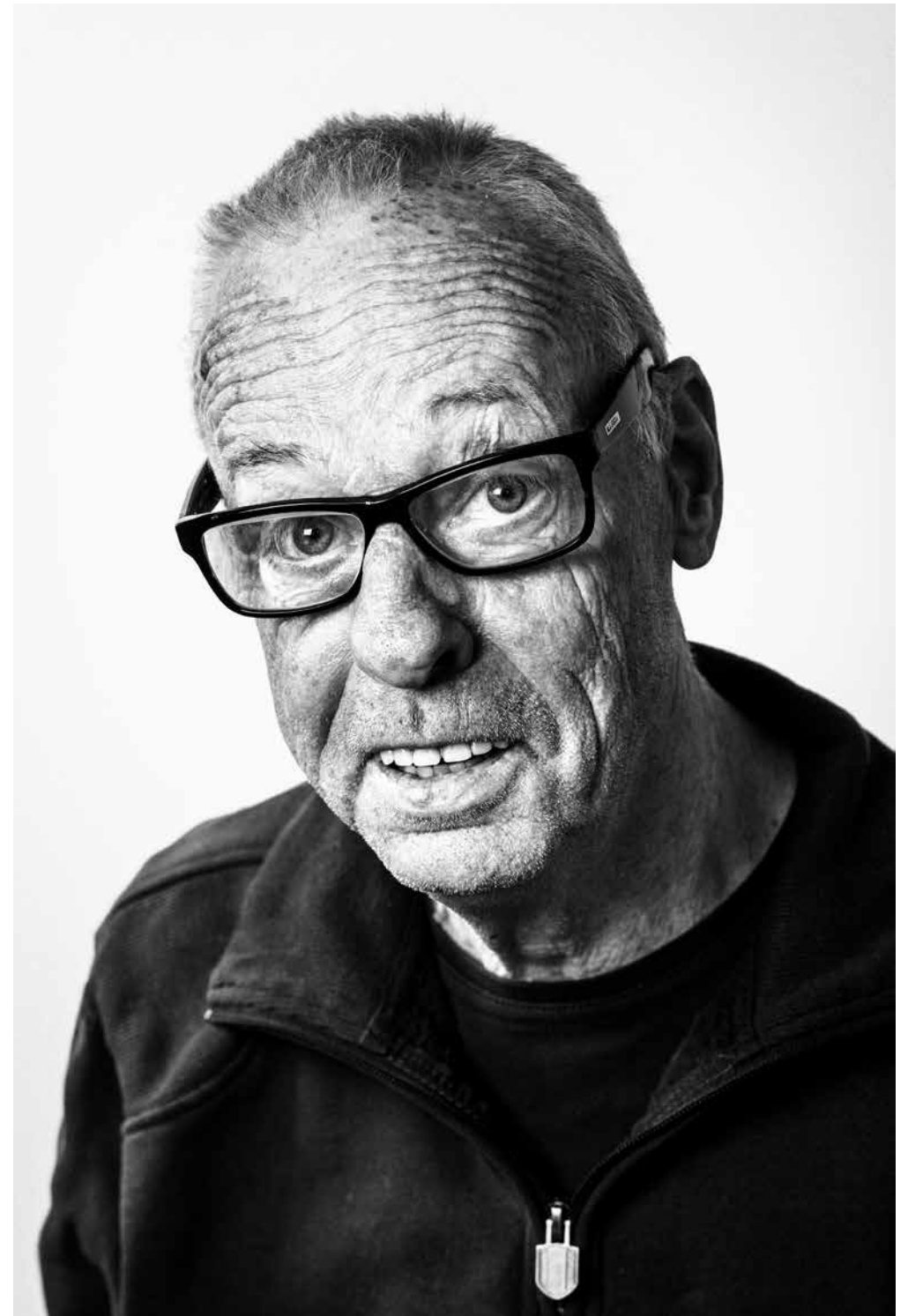
Man kann sich Klaus Weninger bestens in einem gemütlichen Fauteuil vorstellen, wie er, die Brille auf der Nase, sich in eine großformatige Zeitung vertieft, ab und zu an einer Tasse duftenden Kaffees nippt und seinen Ruhestand genießt. Ganz tadellos könnte der gepflegte Herr mit

dem edelsilbergrauen Haar und den noch immer jugendlich funkelnden Augen einen pensionierten Schuldirektor abgeben. Oder einen Arzt. Vielleicht auch Lebenshilfe-Obmann. Irgendwas mit Menschen auf alle Fälle. Denn die mag Herr Weninger offensichtlich. Und sie mögen ihn.

Das ist sofort spürbar, wenn der 74-Jährige im Voitsberger Tageszentrum durch die Wohnküche und dann hinüber in den Arbeitsraum zu den anderen Seniorinnen und Senioren stapft, wo er ganz beiläufig Nachschau hält, ob jemand Hilfe oder Unterstützung braucht oder ob gar ein kleiner Zwist zu schlichten ist. Dann wirkt manchmal schon seine bloße Anwesenheit beruhigend. Diesem Mann haftet ein unerschütterliches Bedürfnis nach Harmonie an. Vielleicht auch, weil er selbst erlebt hat, wie es ist, wenn alles aus den Fugen gerät.

1944 in Leoben geboren, hinein in die Wirren des Zweiten Weltkriegs, in ein Nazi-Regime, das systematisch tausende behinderte Kinder, über hunderttausend erwachsene „Geisteskranke“ und „Schwachsinnige“ ermordete, war sein Leben eigentlich schon vorbei, bevor es so richtig begonnen hatte. „Intellektuelle Beeinträchtigung“ nennt man heute, was damals einem Todesurteil gleichkam.

Doch der Sohn einer Gerichtssekretärin und eines Donawitzer Stahlkochers überlebte, kam auch durch das frühe, noch immer vom Geist der Nazi-Zeit geprägte Nachkriegs-Österreich, in dem sich der Umgang mit Menschen wie Klaus Weninger nicht selten auf Gesundbeten, Wegsperrern oder körperliche Züchtigung beschränkte. Eine strukturierte



Förderung oder eine Unterstützung der Angehörigen gab es damals bis auf wenige Ausnahmen nicht. Ein Schicksal, das viele Senioren, die hier in Voitsberg mit Herrn Weninger gemeinsam leben, teilen.

„Mein Gott, war das eine harte Arbeit, ganz furchtbar“, erzählt der Mittsiebziger, wenn er sich an seine Jugend zurückerinnert. Noch immer krümmt er den Rücken, macht sich im Sessel ganz klein, als würde eine Last auf seine Schultern drücken, wenn er von seinen Erinnerungen an seine Zeit als Knecht auf einem Bauernhof berichtet. Als ihm die harte Arbeit zu viel wird, er einfach nicht mehr kann, schreibt er heimlich einen Brief an seine Mutter, die von den Zuständen nichts weiß. Er fleht sie an, ihn zurück nach Hause zu nehmen. Und tatsächlich holt sie ihren Sohn heim und bringt ihn bei „Jugend am Werk“ unter. Dort macht sich der Halbwüchsige in der Einrichtung nützlich, schaufelt Kohlen für die Heizöfen, wäscht die Autos und Kleinbusse.

Im Nu hellt sich das Gesicht des Leobeners wieder auf, als er über die Jahre dort berichtet. „Das war eine wichtige Arbeit, das hat Spaß gemacht“, meint er, während er dieses typische Klaus-Weninger-Lächeln zeigt. „Freudestrahlend“ ist da bloß ein Hilfsausdruck.

1973, das Jahr, in dem der Steirer das „Schlössl“ im nahe Voitsberg gelegenen Söding, eines der ersten Wohnhäuser der Lebenshilfe in Österreich bezog, sollte für ihn gleich in mehrfacher Hinsicht eine Wegmarke sein. In dem ehemaligen Gutshof, dessen Erwerb und Umbau einer Elterninitiative zu verdanken war, stand anfangs noch die Versorgung, das „Kindeswohl“, wie es damals hieß, im Mittelpunkt. Im Laufe der Jahre entwickelte sich der Verein von der Beschäftigungs- und

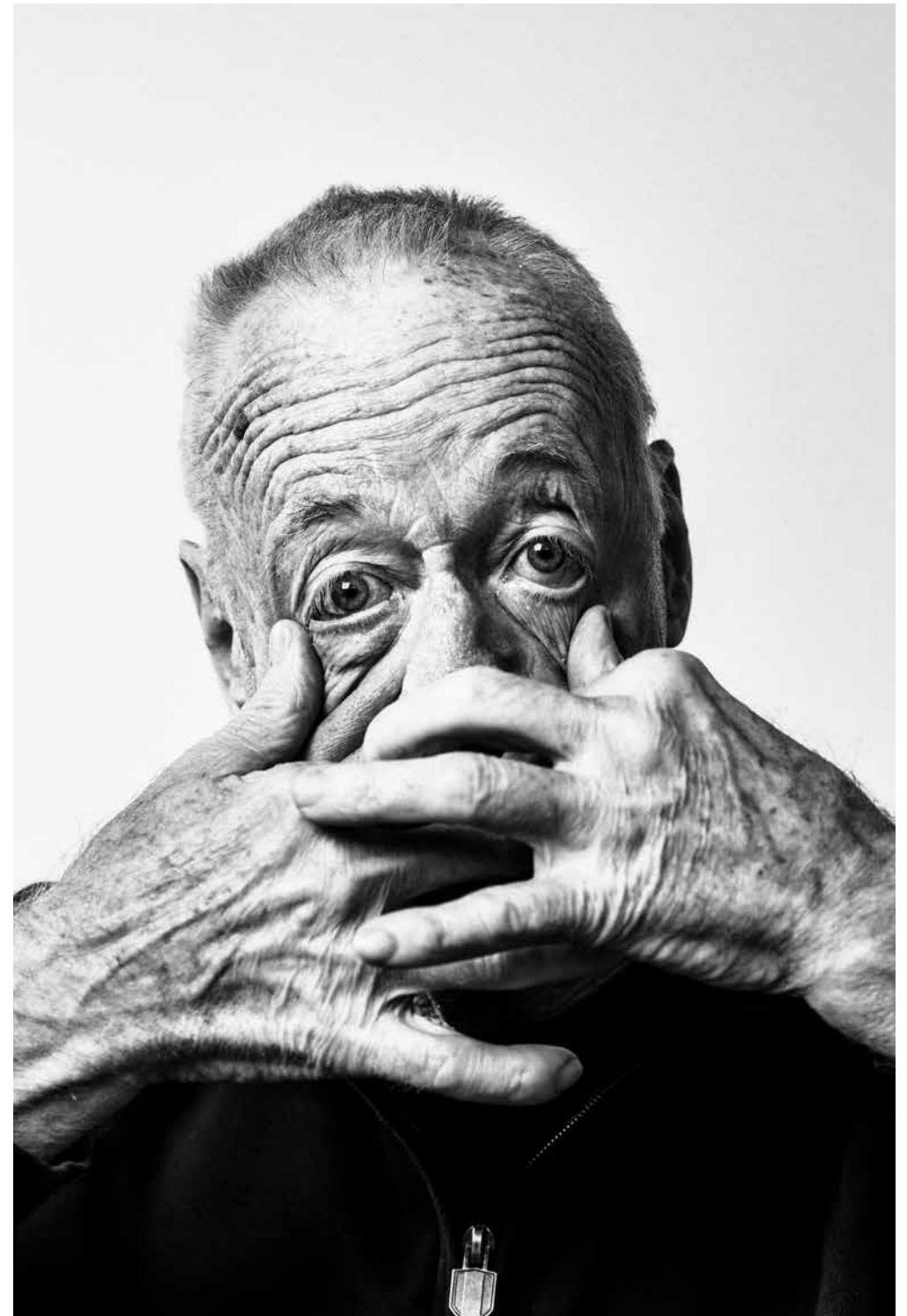
Verpflegungseinrichtung hin zu einer Institution, die den ganzen Menschen, seine Förderung und individuellen Bedürfnisse in den Blick nahm.

Ein Prozess, den Herr Weninger vielleicht ein klein wenig beschleunigte, hatte er sich doch heillos in seine Wohnhaus-Genossin Silvia Laurencic verliebt. Dass die seine Gefühle erwiderte, löste bei ihren Angehörigen prompt heftigen Widerstand aus.

Der Wunsch zweier Menschen, zusammenzuleben, Intimität und Sexualität, das waren Themen, mit denen sich die Lebenshilfe seit jeher auseinandersetzen hatte. Doch spätestens ab Mitte der 1980er Jahre, als immer mehr Wohnhäuser gegründet wurden, musste sich die Organisation über die Ansprüche der Aufbauphase, den Menschen Beschäftigung, ein warmes Essen und saubere Wäsche zu bieten, hinaus emanzipieren.

Sowohl die Wünsche der Betroffenen, die Lehrmeinungen als auch die Erfahrungen der Verantwortlichen vor Ort zu berücksichtigen, war nie ganz einfach. Vor allem, wenn für das Glück zweier Menschen eine Heimstatt gefunden werden muss.

Es ist einem beharrlichen Mitarbeiter zu verdanken, dass die etwas vertrackte Söding Love Story trotz der anhaltenden Gegenwehr der Angehörigen ein Happy End fand. Ende der 1990er bezogen die beiden ein gemeinsames Zimmer in einem der Wohnhäuser. Das Zusammenleben war in jenen Tagen nicht immer einfach, erinnert sich der Pensionist. Knapp zwanzig Mitbewohner, die zwangsläufig den Alltag des Paares mitbestimmen, sind eher keine Wellness-Oase für eine Partnerschaft. Sein ausgleichendes, versöhnliches Naturell sollte sich bezahlt machen. „Wir haben uns durchgerauft.“



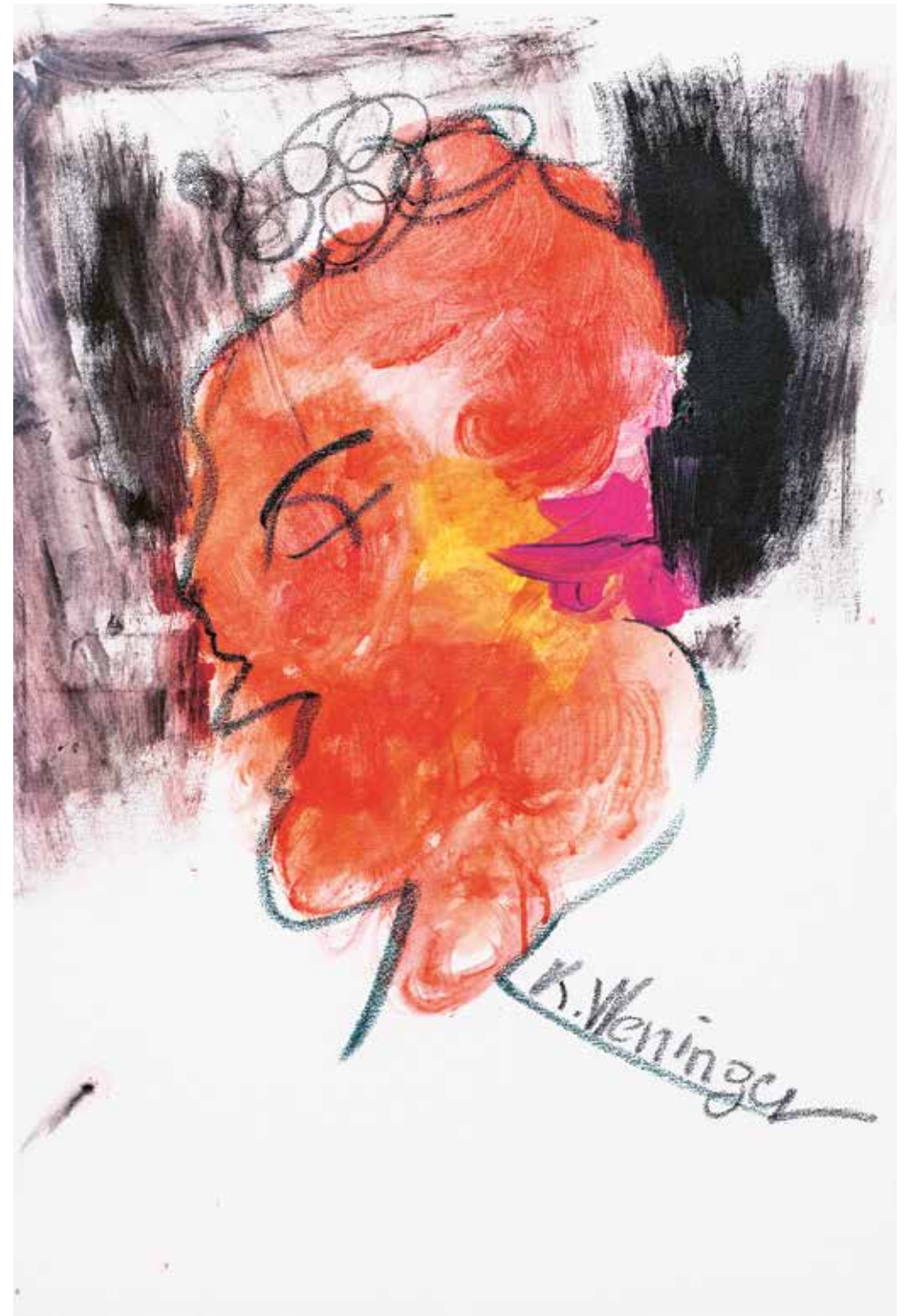
Doch Herr Weninger ist nicht nur Diplomat, sondern auch Steirer, also durchaus konsequent: 2003 machte der damals 59-Jährige seiner Silvia schließlich einen Heiratsantrag. Die sagte prompt „Ja“ – und im Sommer läuteten die Hochzeitsglocken. Die Trauung mit kirchlicher Zeremonie, mehrstöckiger Torte und anschließender Kutschenfahrt fand sogar in überregionalen Medien Beachtung. Für Klaus Weninger war dieser Tag „einfach der schönste in meinem Leben“.

Seit einiger Zeit lebt das Ehepaar in einem betreuten Wohnhaus in Voitsberg in einer eigenen Wohnung. Kommt der Gatte am frühen Nachmittag vom Tageszentrum nach Hause, ist die Rollenverteilung ziemlich klar: Klaus ist wie immer der ruhende Pol, einer, der auch keine Scheu hat, Zärtlichkeiten zu zeigen. Silvia ist eher die Resolute, vor allem aber die Managerin des kleinen Haushalts. Die Planung der Einkäufe und des Freizeitprogramms sind Sache der aufgeweckten 70-Jährigen mit dem frechen Kurzhaarschnitt.

Wenn Weninger einmal in der Woche zur Bank geht, um Geld abzuheben, ist die Gattin ebenso dabei. „Sie kommt immer mit, um aufzupassen“, scherzt der Pensionär und zwinkert verschwörerisch.

Man kann sich die beiden gut vorstellen, wie sie die Zeit miteinander verbringen, gemeinsam Kaffee trinken, plaudern, sich milde necken, den Besuch eines Wochenmarkts planen oder sich für den sonntäglichen Kirchgang zurechtmachen. Wie ein ganz gewöhnliches betagtes Ehepaar eben. Zwei Menschen, und das mag vielleicht nicht so gewöhnlich sein, die sich noch immer aufeinander freuen.

Ungeduldig, voll unverstellter Vorfreude steht der Senior auch an diesem Nachmittag vor der Eingangstür des Tageszentrums in Voitsberg und wartet auf das Sammel-Taxi, das ihn heim in seine Wohnung bringt. Zurück zu seiner Silvia. Schon fährt er ab. Das typische Klaus-Weninger-Lächeln im Gesicht.



Meine

Mutter

*Bernadette Osim, 65
St. Nikolai im Sausal*

Unvermittelt nimmt sie einen an der Hand, ein kurzer Blick, der sich nicht entscheiden kann, ob er prüfend oder fragend ist, und schon führt sie einen über eine lange Gangflucht zu ihrem Zimmer.

Mit vornübergebeugtem Oberkörper, den Kopf voran, und kurzen, tastenden Schritten arbeitet sie sich ihrem Refugium entgegen. Eine zarte, sehr zerbrechlich wirkende Frau. Bernadette Osim.

Seit über zwanzig Jahren lebt die 65-Jährige hier am Föhrenhof, einem Wohnhaus, das von der Lebenshilfe Leibnitz betrieben wird. Auf einem Hügel inmitten der steirischen Toskana ragt das lang gestreckte Gebäude auf, das entfernt an jene feingliedrigen Apartmentblöcke mit bunt getünchten Balkonen erinnert, wie man sie vom Urlaub an der italienischen Adria her kennt.

Tatsächlich war das lindgrüne Haus einmal eine Ende der 1960er errichtete Ferienpension, die vor über dreißig Jahren von dem Verein übernommen und adaptiert wurde. Heute wohnen hier, in unmittelbarer Nachbarschaft zu einer kleinen Tageswerkstätte, 21 Menschen, die meisten haben in dem Haus bald den Großteil ihres Lebens verbracht. So wie jene Frau, die sich gerade auf ihrem Schreibtisch-Stuhl niedergelassen hat.

Ein ebenmäßiges Antlitz, lichtgrüne Augen, die mit grauen Strähnen durchwirkten Haare zu einem lässigen Messie-Bun verknotet – ihrem Aussehen nach könnte sie glatt als charmant gereifte WG-Kommunardin durchgehen. Und tatsächlich wird ihr Zimmer von Dutzenden Mitbewohnern bevölkert, auf der Fensterbank, am Schreibtisch, in mehreren Regalen und auf ihrem Bett. Unzählige Puppen und Plüschtiere hat diese Frau um sich herum versammelt.

„Darf ich spielen, während wir reden?“, fragt sie mit einem Mal und zieht sich eine kleine Plüschgiraffe auf den Schoß. „Das ist Trixi Osim“,



sagt sie, dann stellt sie die Zaungäste auf dem Fenstersims vor, die sich dort aneinanderschmiegen: Pony Osim, Jumbo Osim und Gretl Osim, eine gerade leise vor sich hin schnarchende Sprechpuppe. „Wenn sie aufwacht, keppelt sie wieder. Aber jetzt ist sie ganz ruhig.“

Mit Frau Osim zu sprechen, bedarf etwas Geduld, immer wieder echot sie Fragen oder ihre eigenen Antworten. Ein leiser, zarter Singsang bricht sich dann Bahn, aus dem sie aber immer wieder auftaucht, um zumindest Bruchstücke aus ihrem Leben aneinanderzufügen. Manchmal vermag sie jede einzelne Adresse, an der sie gewohnt hat, bis hin zur Türnummer exakt aufzuzählen, um sich danach plötzlich wieder in ihren Echoräumen zu verlieren. Es fällt ihr sichtlich schwer, ihre Erinnerungen an die Kindheit in Leibnitz zu heben. Vor allem jene an ihre Mutter.

Die war, das erschließt sich aus Frau Osims Erzähl-Fragmenten, keine einfache Frau. Und sie vermochte ihrer einzigen, 1953 geborenen Tochter nur wenig Zuneigung zu geben. Nach außen hin vermittelte die stets adrett gekleidete, überkorrekte Bankbeamtin das Bild der aufopferungsvollen Alleinerzieherin, die von ihrem Mann nach kurzer Ehe verlassen worden war. Tatsächlich jedoch verstand sie unter Fürsorge offenbar vor allem, ihr Kind in ein Korsett aus Disziplin und Gehorsam zu schnüren. Makellose Toilette, einwandfreies Benehmen, absolute Höflichkeit – diesem Diktum hatte sich die Tochter unterzuordnen.

Ein tagtäglich aufs Neue erstellter Anspruch, dem Bernadette, die einfach etwas langsamer, nicht so schnell von Begriff, ansonsten aber ein im besten Sinne durchschnittliches Mädchen war, nie genügen sollte, nie genügen konnte. Und je stärker der mütterliche Druck auf ihr lastete, umso mehr zog sie sich in ihre eigene Welt zurück. Immer schwächer wurden ihre Leistungen im Unterricht, mit Mühe brachte sie eine Lehrerin, die sich ihrer annahm, durch die Hauptschule.

Danach blieb das Mädchen ganz zu Hause, schrubbte die Böden, putzte die Fliesen, wusch Geschirr ab. Vielleicht hat sie so versucht, ihrer

Bernadette Osim

Mutter doch irgendwie zu gefallen, ihr mit ihrem Fleiß Freude zu bereiten, ihr eine mütterliche Regung zu entlocken. Stattdessen hatte die Tochter beim gemeinsamen Abendessen still zu sitzen, aufrecht, mit kerzengeradem Rücken – und zu schweigen.

Mit der Zeit hatte Bernadette Osim dieser Welt tatsächlich nichts mehr zu sagen. Und irgendwann war sie dann einfach weg, hatte sich mit ihren Puppen und Kuscheltieren in ihre Phantasiewelten zurückgezogen, an einen Ort, an dem sie gemocht, vielleicht sogar geliebt wurde. Zurück ließ sie nur ihre hagere Gestalt, die sich, wie ein Ast, den der Schnee Richtung Erde drückt, mit den Jahren immer mehr verbog. Als würde sie sich zum Trotz nicht mehr mit dem akkuraten, makellosen Bild der Mutter vergleichen wollen.

„Manchmal hab ich mich mit ihr verstanden. Oft hab ich mich mit ihr nicht verstanden“, sagt Bernadette Osim, während sie mit ihren sorgfältig manikürten Fingern über ihr Plüschtier streicht. Bis 1988, bis zum Tod ihrer Mutter, hat sie mit ihr zusammengelebt, dann fand sie ein neues Zuhause am Föhrenhof.

Noch immer, erzählt sie, besuche sie ihr Grab, lege Blumen hin und zünde ein Kerzchen an. „Ich denke immer an meine Lieben“, sagt sie, und für einen Moment scheint es, als würde sie sich eine überschwängliche Regung gestatten. Doch dann greift sie in sich versunken zu ihrem Wasserglas, führt es an die Lippen und ermahnt sich, während sie kleine Schlucke nimmt, immer und immer wieder: „Schön langsam trinken, Bernadette, du musst schön langsam trinken. Pass ja auf.“

